

dtv

Mitten in der Nacht erleidet Peter Härtling einen schweren Herzinfarkt. Der Notarzt bringt ihn in die Klinik. Intensivstation. Operation. Es folgen ein Lungenödem und ein Hirnschlag und eine zweite Operation. Mit staunenden Augen, sensibel reflektierend beschreibt Härtling seine Wahrnehmungen und vermittelt auf eindringliche Weise seine Verlusterfahrungen und den unbezwingbaren Wunsch nach einer Fortführung des gewohnten Lebens – der ihm erfüllt wird, auch wenn die Erschöpfung bleibt. Zur Bewältigung des Erlebten, zum Zurückfinden ins Leben gehört für Härtling wie schon in ›Herzward‹ auch die Spurensuche in der eigenen Biografie.

*Peter Härtling*, geboren am 13. November 1933 in Chemnitz, Gymnasium in Nürtingen bis 1952. Danach journalistische Tätigkeit; von 1955 bis 1962 Redakteur bei der ›Deutschen Zeitung‹, von 1962 bis 1970 Mitherausgeber der Zeitschrift ›Der Monat‹, von 1967 bis 1968 Cheflektor und danach bis Ende 1973 Geschäftsführer des S. Fischer Verlages. Seit 1974 freier Schriftsteller. Härtlings gesamtes literarisches Werk, für das er 2003 mit dem Deutschen Bücherpreis ausgezeichnet wurde, ist auch bei dtv lieferbar.

Peter Härtling  
Die Lebenslinie  
Eine Erfahrung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe

Januar 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2005 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Bettina Wengenmeier unter Verwendung  
eines Gemäldes (2001) von Ben McLaughlin  
(Bridgeman Giraudon)

Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/15

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-13535-1

ISBN-10: 3-423-13535-2

*Der Tod beugt sich  
über mich, eine Schachaufgabe.  
Und hat die Lösung.*

TOMAS TRANSTRÖMER



## Erste Passage

Der Schmerz, der mich weckte, drehte sich aus dem linken Handgelenk, fräste sich durch den Arm, der schwer und heiß wurde, erreichte die Schulter, lief auseinander, breitete sich als Gitter über die Brust aus, er lastete mit jedem Atemzug mehr und mehr, ein Panzer, der mir die Luft raubte, der mich zunehmend einschnürte und mir Angst machte.

Ich lag auf dem Rücken, starrte in die Dunkelheit, Wörter sausten mit einer solchen Geschwindigkeit durch meinen Kopf, dass sie ihren Sinn verloren. Ich fürchtete zu sterben.

Um Luft zu bekommen, an die Luft zu kommen, stehe ich auf, bin mit wenigen Schritten, denen ich nicht traue, am Fenster, gebe mir Mühe einzuatmen, mit einer Lunge, die sich nicht füllt, die steinern in der Brust liegt.

Ich bin mir nicht sicher, ob mir dieser eine Satz gelingt, ich wende mich ins Zimmer, er-

staunt über die Übermacht und Dauerhaftigkeit der Schmerzen, und höre mich zu meiner Frau sagen: Kannst du bitte den Notarzt rufen.

Ich sitze auf dem Bettrand, warte, traue der Zeit nicht, die mir entgeht, weil ich nicht atmen kann, merke ich sie nicht. Ich lerne sterben. Mein Bewusstsein bereitet mich darauf vor, meinen ganzen Körper. Ich hocke, kaure und spüre, wie sich eine Haut zwischen draußen und mir bildet, dafür sorgt, dass ich mit meiner Angst für mich bin. Ich ziehe die Knie an, drohe vom Bettrand zu stürzen.

Sie kommen gleich, beruhigt mich Mechthild. Sie wiederholt den Satz ein paar Mal und entfernt sich Wort für Wort, bis die Helfer ins Zimmer stürmen.

Überraschend schnell haben sie mich in ihrer Mitte. »Sauerstoff«, befiehlt der eine. Ich fange an zu atmen. Von nun an werde ich mich nicht mehr strecken, unbeweglich in meinem Hockergrab.

Der Sauerstoff reißt Schneisen in die Brust. Danach bekomme ich eine Spritze. Die Männer gehen mit mir um. Sie fragen mich nicht. Sie wenden sich nicht an mich. Er muss sitzen bleiben, fordert die eine Stimme. Ich darf meine Hockerstellung bewahren, in mich hineinkriechen, obwohl es meiner Atmung nicht hilft.

Sie tragen mich sitzend die Treppe hinunter. Mechthild kommt hinter mir her, und im Vorbeigehen sehe ich, oben im Flur vor dem Gästezimmer, Friederike stehen, den Schreck wie eine Maske vorm Gesicht.

Sie schieben mich auf der in einen Sitz verwandelten Liege in den Rettungswagen, umkreisen mich, verständigen sich in Kürzeln.

Ich bin nicht imstande zu denken, die Angst hält mich besetzt. Ich möchte fragen, ob Mechthild mitfährt.

Einer der Männer, Sanitäter oder Arzt, drückt mir die Sauerstoffmaske dringlich ins Gesicht: Atmen Sie! Versuchen Sie zu atmen. Ich werde nicht mehr ersticken. Das Herz jedoch hängt wie ein Stein in seinem Adernetz. Sie reden, ich höre nur halbe Sätze, Sätze mit Löchern. Sie reden über mich. Ich versuche mich aus diesem elenden Zustand zu befreien. Kein Wort gelingt mir, es geht in der Kehle ein. Der Arzt telefoniert mit der Klinik, dem Rotkreuzkrankenhaus in Frankfurt. Sie finden den Eingang nicht. Durch einen Neubau ist er verlegt worden. Wir verlieren Zeit, höre ich den Arzt.

Verliere ich die Zeit? Geht sie mir verloren? Gehe ich ihr verloren?

Die Unruhe, die Ratlosigkeit der Begleiter füllen den engen Raum, spannen mich, machen

mich aufmerksamer. Der Wagen fährt Runde um Runde. Bis einer, der im Auto des Arztes vorausgefahren war, die Einfahrt findet. Sie drängen. Sie haben es eilig. Mein Stuhl beginnt zu kreiseln. Nach einem aufgeregten Transport darf ich liegen und werde verkabelt. Ich bleibe in der Hockerstellung, obwohl die Schwester oder der Arzt mich auf den Rücken wälzt. Wahrscheinlich liege ich nicht günstig für die Infusion. Überraschend streichelt sie mir über die Wange: »Na gut«, sagt sie. Und ich falle zurück in die Schwebe, die Schutzhaut schließt sich wieder. Die Geräusche, die mich umgeben, die meine Kraft, meine Distanz messen, schließen mich ein, ein hüpfendes Summen, ein Tropfen und ein Gebrumm. Sie nötigen mich, Wasser zu trinken. Du musst, bittet Mechthild. Sie ist wieder da, mit einem Mal ist sie fort gewesen. Aber ich muss doch Wasser loswerden, das meine Lunge füllt, wehre ich mich.

Sie können sonst nicht den Katheter setzen, den Stent einführen.

Vor Jahren habe ich, als in der Inneren in München der Katheter meine Herzwand berührte, einen eigentümlichen Lachreiz empfunden. Jetzt lerne ich atmen, muss trinken, entwässern, warten, bis die Lunge frei ist. Mir ist das Lachen vergangen. Mir vergehen die besonne-

nen Sätze. Die Hitze erobert in kurzen Wellen den fensterlosen Raum. »Draußen«, sagen sie, »draußen wütet der Sommer.« Ich brauche keine Decke, ich liege nackt, die Beine angezogen. Der Schweiß rinnt mir in wechselnden Bahnen über die Haut.

Nachts – es ist die zweite Nacht vor dem Eingriff, vor dem Katheter – erscheint ein Wesen, das ich, wenn es sich nähert, vor der Wand wie einen Scherenschnitt sehe: einen zierlichen Kopf und Locken wie Ornamente. Es durchstößt meine Schutzhaut, seine Hände ziehen eine kühle Spur, behutsam wäscht es mich. »In dieser Hitze!«, sagt es, ein Vorwurf, der den anderen gilt, draußen.

Drinnen und draußen. Drinnen wachsen die Gedanken und Erwartungen zusammen zu Knoten. Drinnen ziehen Schmerzen Spuren. Drinnen schrumpft die Scham auf Kindergröße, wenn es sein muss, in diese unsinnige Flasche zu urinieren, und »es danebengeht«. Draußen geben sie Urteile ab und benennen das Elend von drinnen: ein Vorderwandinfarkt mit Lungenödem. Das Wasser steht mir bis in die Brust, und ich muss warten. Doch der Arzt, der den Katheter setzen soll, möchte in Urlaub gehen. Ich könnte seine Pläne durchkreuzen.

Drinne und draußen. Mechthild und Fabian wachen. Allmählich nähern sich ihre Stimmen, kehren aus dem Unvertrauten, dem Entfernten zurück. Was ein Stent ist, wird mir beschrieben, ein Gefäßweiterer, der dafür Sorge, dass das Blut ohne Stau fließe, und neuerdings gäbe es eine besondere Sorte, derart beschichtet, dass sich keine Blutplättchen festsetzen könnten. Was ich höre, wächst zu kleinen, skurrilen Schaubildern zusammen. Ich erinnere mich an den ersten Katheter, an die Blutfontäne, nachdem der Schlauch aus der Leiste gezogen worden war. Ich erinnere mich an die dunkle Wolke der Kontrastfarbe. An die Hitze, die durch den ganzen Körper schoss. An den Lachreiz.

Ein großer schwarzer Pfleger mit einer schwarzen Stimme holt mich hinunter ins Souterrain zum »Eingriff«, reiht mich ein in die Warteschleife vor dem Operationsraum. Mein Kardiologe ist, ich weiß es – woher weiß ich es? –, ein Virtuose in der Beherrschung dieser durch die Aorta gleitenden Schlange.

Hier auf dem Operationstisch unter den Monitoren kann ich mich nicht krümmen. Der Schutz der gleitenden Bewusstlosigkeit geht mir verloren. Ich werde aufgerufen, angesprochen.

»Sie bekommen jetzt die zwei Spritzen. Sie kennen das ja. In die Leiste.« Die Stimme wird

lauter, meint nicht mich, sondern ein paar Unsichtbare, die offenbar beobachtend helfen: »Verflixt, jetzt hat der auch noch einen Pilz in der rechten Leiste. Soll ich links rein?«, fragt er mich, sich, die andern. Er spielt. Ich bin zu schlapp, auf ihn einzugehen, entferne mich schon wieder.

»Gleich wird es Ihnen heiß«, sagt er. »Aber das kennen Sie ja schon.« Es hört sich so an, als hätten wir das alles geprobt. Ich sehe in mich hinein, eine graue Topographie mit wirren Strukturen, dunklen Inseln. »Das Herz«, sagt er. »Sehen Sie.« Ich sehe den Draht, die Schlange, die schwarzen Wolken, die sie voraussendet.

»Da ballt es sich. Da ist es zweimal zu. Kein Spaß.«

Der kleine Ballon an der Spitze des Strangs weitet sich, ein wütendes Köpfchen drückt den Kalk an die Wand der Ader.

Jetzt kann das Blut wieder fließen. Eine Narbe bleibt. »Nur« – die Pause weitet sich drohend und die Angst fördernd aus –, »nur, die zweite Stauung können wir erst beim nächsten Mal dilatieren. Ja?«

Ich kann mich nicht krümmen. Ich liege, schutzlos, auf dem Rücken, belagert und umstellt von Monitoren. Der Pilz, sage ich mir, der Schmutzrand, und schäme mich, aber der Ope-

rateur hilft mir mit einer anderen Begründung, haltbarer in diesem verqueren Kampf, mein Zustand sei zu labil nach dem Ödem, und das Herz habe, wie es sich zeige, Widerstandskraft genug.

Wogegen soll es widerstehen? frage ich mich, und die Müdigkeit nimmt zu.

Die Schwester bestätigt mich: »Das hat Sie sehr angestrengt«, sagt sie, nah an meinem Ohr. Es ist eine andere, nicht der milde Trost der Nacht. Sie haben es gelernt zu beschwichtigen, zu trösten.

»Wir werden uns wiedersehen«, verspricht der Arzt, und ich wünsche ihm erholsame Ferien.

Im Lift zur Station, begleitet von dem schwarzen Cicerone, fällt der Schlaf mich von neuem an, reißt mich in die Ohnmacht, in eine atemlose Finsternis. Seither hören diese Anfälle nicht auf: Schlaf, unerwartet, während ich lese, sogar schreibe, während ich warte, auf jemanden warte, im Zug fahre, in der U-Bahn, Schlaf nach dem Schlaf am Morgen, Schlaf, der Teile von mir auffrisst, vernichtet, sich in meinem Kopf bläht, Schlaf, der mich müde macht, mich für den Tod bereitet, ein Gift, eine Bewusstlosigkeit. Nichts. Ein Nichts, das sich mit abwegigen Träumen füllt.

Ich bekomme ein Zimmer nach dem Aufenthalt in der Intensivstation.

Mechthild wartet.

Sie lässt mich schlafen. Sie macht mir klar, wie alles nach dem Infarkt durcheinandergeraten ist, alle Pläne, alle Verabredungen, sie habe Termine absagen müssen, und die Ferien, die wir auf Hiddensee verbringen wollten, sind ebenfalls fraglich geworden.

Ich möchte heim. Ein Kindersatz, den ich schon einmal schrieb und Mörike in den Mund legte.

Ich muss noch bleiben. Die Ärzte reden auf mich ein, über mich weg. Fabian überrascht mich und legt mich fest. Er hat mich zu einem Reha-Aufenthalt in der Lauterbacher Mühle angemeldet. Um Termine brauchte er nicht zu feilschen.

Die mir seit Jahren vertraute Gegend, die mir bekannten Ärzte. Mechthild wird in den ersten Tagen bei mir sein. Seit der Nacht, in der ich an den Rand geriet, lassen wir uns nicht mehr aus den Augen. Auf der Fahrt zum Ostersee reißt zu meinem Verdruss der Tagesfaden wieder, verschlafe ich die Hälfte der Fahrt neben Mechthild im Wagen. Ich rede mich heraus: mein Nickerchen. Sie schiebt diese Einbrüche auf meine Schlafapnoe. Weil ich mich weigere, über Nacht die Atemmaske anzulegen. Das nicht, nein, das nicht!

Ich werde am Ostersee anders empfangen als die beiden vorhergehenden Male, zähle zu den Geschlagenen, gerettet durch Bypass oder Stent (die Stents nehmen zu). Lauter Vorsichtige, Rücksichtsvolle. Selbst beim Radfahren im Stand schont mich der Therapeut, die Laktatwerte passen nicht in seine Erinnerung an mich. Ich rauche nicht mehr, nein, ich rauche nicht mehr. Dann muss der Infarkt schlimm gewesen sein. Es ist wahr, er hat mir Packungen von Zigaretten aus der Hand geschlagen und mir eine lebenslange Sucht verdorben. Die Gespräche am Tisch, morgens, mittags und abends, wiederholen sich, unversehens werfen die Zukunftsängste einen Schatten, sechs Wochen hier und die lange Zeit in der Klinik jenseits des Bewusstseins.

Der zwischen Tod und Leben geklemmte Konjunktiv. Alles wiederholt sich, die so genannten Anwendungen. Die wunderbaren Entspannungsübungen nach dem Essen, der Spaziergang über die Gänsewiese zum See. Die Wiederholung wird zur Therapie. Mit Freunden, die ›nach mir sehen wollen‹, treffe ich mich auf der Cafétterasse, und der Blick auf den See, die Wiese und die den Horizont beherrschenden Berge erspart mir Auskunft zu geben über meinen Zustand. Es geht mir gut.

Ich habe ein halbes Dutzend Gedichte mitgenommen, Zeilen vom Schlaf, und schreibe, nachdem Mechthild abgereist ist, Verse im Rhythmus des Terrassenschlafs, kurze, röchelnde Atemzüge: ein Metrum, in dem ich mich finde.

Ich plane die nächsten Monate. »Passen Sie auf sich auf«, warnt mein Arzt in der Mühle. »Schonen Sie sich.«

Ich möchte mich nicht schonen. Vielleicht können wir doch nach Hiddensee in die Ferien reisen. Über den Berg und auf die Insel.

Hier auf dem kleinen Balkon meines Zimmers lerne ich, wie ich mich schauend von mir entferne. Ich hole eine Graugans in meinen Blick, fixiere sie, bis sie sich nicht mehr rührt, zum Bild wird, sich nicht aus dem von mir gezogenen Rahmen hinauswagt und ich mich nicht mehr traue, den Blick von ihr zu lassen.

Mechthild hält die Ferien auf Hiddensee nach dem Aufenthalt in der Lauterbacher Mühle für eine Übertreibung. Wir forderten das Unheil heraus.

Die Nächte kühlen nicht mehr ab. Schon am Morgen feuert die Sonne.

Die amerikanischen Truppen kämpfen mit ihren Alliierten im Irak.

Als der erste Golfkrieg begann, lag ich in der Augenklinik mit einer Operation am grauen

Star. Im Aufenthaltsraum sammelte sich ein Rudel Einäugiger vor dem Fernsehapparat, begleitete lauthals den elektronischen Krieg. Ich bat den Oberarzt, den Krieg verlassen zu dürfen. Er ließ mich ziehen.

Ich hätte auf den Vorboten am letzten Lauterbacher Tag hören, seine Aufforderung zu einer gründlichen Untersuchung der Adern ernst nehmen sollen: Die Kardiologen hatten mir zu einer üblichen angiologischen Untersuchung geraten.

Der Angiologe bestellt mich in den Keller – ein zierlicher, sich heftig bewegender Mann, klein, von Leidenschaft gekrümmt, einer, der auf seine inneren Stimmen horcht, er flucht auf den Doppler, den die Klinik ihm jedes Mal zur Verfügung stellt, ein Gerät, das ihm alles abverlange. Mit dem gelklebrigen Kopf des Geräts fährt er meinen Adern nach, bis er an den Hals gelangt und wütend in der Höhle unterm Kiefer bohrt, mir suchend Schmerzen bereitet. »Sie sehen«, zeigt er auf den Bildschirm. Ich kann nichts sehen! Was er da sehen wolle, frage ich ihn. »Die Carotis«, erklärt er, »sie könnte Ihnen Ärger bereiten!«

Ein weiterer Besuch der Schlange in meinem Herzen. Der zweite Stent soll eingearbeitet werden. Ohne Furcht vertraue ich mich den Artis-

ten im Kardiologischen Zentrum an, bin auf die Sensationen gefasst: die Wärmewelle, der Blick auf die Monitore. Dieses Mal – oder täusche ich mich? – wandern die beweglichen Bildschirme über meinem Kopf hin und her und nehmen mir die Aussicht auf mich.

Du bist davongekommen, rede ich mir ein, angespornt von der Lauterbacher Laune.

